

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 247.

Samstag, 21. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Besgard.

(Nachdruck verboten.)

Und diese, die sonst jeder Liebesjung gegenüber recht widerspenstig, duldete es ruhig und fand es auch gar nicht lächerlich, daß der große Junge dabei immer so zärtlich: „Meine süße kleine, liebe Erika, ich habe dich ja so unbändig lieb“, flüsterte, trotzdem er das doch gar nicht zu versichern brauchte, verstand es sich doch ganz von selbst, daß sie einander alle von ganzem Herzen liebten.

Doch oftmals dachten sie beide an das wunderfame Gefühl, das sie damals bei ihrem ersten Kusse empfunden, jedoch niemals sprachen sie davon, es war, als schloße ihnen eine heilige Scheu die Lippen.

Mit Werner schien seit dem Tage seiner Einsegnung überhaupt eine große Veränderung vorgegangen, er war lange Zeit recht sonderbar, wenn er in den Ferien heimkam, sprach sehr verächtlich von den „Weibern“, und hielt es ganz unter seiner Würde, vernünftig mit dem kleinen Vassilich zu reden.

Erika, die niemals zu den Sanftesten gehört, empfand diese Vernachlässigung bitter, und oftmals kam es zu recht stürmischen Szenen zwischen ihnen.

Sie fühlte sich einsam und verlassen, um so mehr, da ihre Brüder den ganzen Tag im Walde zubrachten, wo sie Raubzeug schossen und Pflanzen und Moose suchten, oder den Vater auf seinen Wegen begleiteten.

Da schaute sie oftmals mit einem Gefühl von Neid auf die Schwester, die in alter Art unzertrennlich von Claus Olden war. Diese beiden stritten niemals, sie waren stets gleichmäßig freundschaftlich miteinander, sei es, daß sie den Vater auf die Felder begleiteten oder in den Ställen und Gärten weilten.

Auch in ihren Ansichten stimmten sie stets überein, und oftmals schmunzelten die Eltern, wenn sie die jungen Menschen so ehrbar über Bodenkultur, Viehzucht und die besten Hühner-Rassen sprechen hörten.

Aber Werner schüttelte aber auch sie den Kopf — der Junge schien doch gar zu sehr aus der Art geschlagen.

Anstatt sich für Pferde und Jagd zu interessieren, wie doch jeder Olden bisher, sah er den halben Tag und malte.

Zwar mußten sie zugeben, daß seine Bilder meistens recht hübsch und ähnlich wurden, aber dennoch erschien ihnen diese Beschäftigung ganz sinnlos für einen frischen, jungen Menschen.

Als er aber gar eines Tages erklärte, Maler werden zu wollen, entsetzte sich ein derartiger väterlicher Born über seinem frischen Klingsingshaupte, daß er nicht wieder auf diesen Plan zurück kam, und nur zuweilen, in einer seiner wenigen mittelstamen Stunden, Erika gegenüber noch diesen Künstlertraum erwähnte.

Jemehr die Schwestern heranwuchsen, um so weniger erschien Frau Marie-Luise der Aufenthalt in dem einsamen Forsthaufe geeignet für zwei so junge Mädchen, und immer wieder riet sie dem Oberförster, seine Töchter in eine Pension zu geben.

Doch dazu konnte sich dieser nicht entschließen, denn so verschlossen und wenig zärtlich sein äußeres Wesen, der Gedanke, nun auch seine beiden Mädel fortzugeben, erschien ihm geradezu entsetzlich.

Nach langem Zögern entschloß er sich schließlich, eine seiner unverheirateten Schwestern zu sich zu nehmen, und diese, die gute Tante Mie, war bald ganz verliebt in ihre Nichten, verzog sie nach besten Kräften und bemühte sich, ihnen das Leben so recht sonnig und freundlich zu gestalten, wußte sie doch aus ihrem freudearmen Leben, wie sehr ein junges Menschenherz sich nach Sonne und Fröhlichkeit sehnt.

Als dann das Pfingstfest kam, an dem die Schwestern in dem schlichten, kleinen Dorfkirchlein von Oldenshöhe von dem alten Pfarrer, der ihre Studien von Kindheit an geleitet, eingeseget wurden, sah Tante Mie unendlich stolz in dem Patronatsstuhl neben Frau Marie-Luise und weinte vor Rührung herzerbrechend, so daß der junge Kürassierleutnant Werner und der frische Jägeroffizier Hans Magnus Mühe hatten, ernsthaft zu bleiben und selbst über des alten Olden Gesicht zuweilen ein amüsiertes Schmunzeln flog, wenn Tante Mie gar zu gerührt vor sich hinflüsterte: „Ach Gottchen, ach nee doch, die zwei litten Dirnings, ach Gottchen.“

Später bei den Gratulationen schwenzelte sie denn stolz wie ein Pfau um diese herum, und als der alte Graf Bergen, der gerade für einige Wochen auf Schloß Bergenthal weilte, sich ihr mit einigen Komplimenten über ihre reizenden Nichten näherte, knixte sie sehr stolz und meinte gönnerhaft: „Ihre Jungchens sehen aber auch ganz famos aus, alles was recht ist, Herr Graf.“

Diese „Jungchens“, der dreißigjährige übergroße und überschlanke Attache Graf Günther und sein zwei Jahre jüngerer Bruder, der Gardehufar Albrecht, wären wohl sehr erstaunt gewesen, hätten sie die Bemerkung der alten Dame gehört, die nach Günthers Ausspruch: wie eine bessere Haushälterin mit Familienanschluß aussah.

Sie begriffen überhaupt nicht die Liebenswürdigkeit ihres Vaters und fanden es eine absurde Idee, in die Kirche zu fahren, nur weil Oberförsters Töchter eingeseget wurden.

Ein Paar hübsche junge Dinger waren es allerdings, darin waren sich die Brüder einig.

Die Ältere mit dem dicken Blondhaar, den staßblauen, ernsten Augen und den klassisch schönen Zügen war zwar entschieden die hübschere, aber die andere, die mit den schweren, goldbraunen Böpfen und den Augen, groß und schwarzblau wie reife Schalen, war trotz der etwas unregelmäßigen Linien doch wohl die hübschere.

An vornehmer, leichter Liebenswürdigkeit sprachen die Bergens den Schwestern ihre Glückwünsche aus, die Hoffnung daran knüpfend, die lieblichen Waldseer bald

einmal auf Schloß Bergenthal bei einem der dort stattfindenden größeren Feste begrüßen zu dürfen.

Waltraut erwiderte ruhig, sie glaube nicht, daß ihr Vater beabsichtige, sie an größerer Geselligkeit teilnehmen zu lassen, aber Erika erklärte strahlend, den Vater so lange bitten zu wollen, bis er es dennoch erlaube, und ganz entzückt schaute sie noch lange dem prachtvollen Vierer-Zug der Bergens nach, so lange, bis Werners spöttische Stimme sie fragte: „Nun, holde Jungfrau, wem gilt dein Entzücken, dem langen Diplomaten oder dem Herrn in der Schnürenjade?“

„Keinem von beiden“, verteidigte Erika sich aber trotzig dagegen, „nur den herrlichen vier Rädchen, denn so etwas Schönes sah ich noch niemals in meinem Leben.“

„Das glaube ich dir gerne“, lachte Werner da etwas bitter, „dagegen bestehen weder unsere alten Bräunen noch eure dicken Kappen. Na, das hilft aber nichts und soll uns deinen Ehrentag, wie Tante Mie so poetisch euren Einsegnungstag nennt, nicht verderben. Komm nur, die anderen sind schon weit voraus und das feierliche Mahl, das meine alte Dame bereitet hat, wird unser schon harren, auch hat der alte Pastor durch seine salbungsvolle Rede sicherlich schon großen Durst auf ein gutes Glas Bordeaux von der ganz guten Sorte.“

Wie im Traume schritt Erika neben dem schlanken, jungen Kürassier die Dorfstraße entlang, bewundernd schauten die Kirchgänger dem schönen, jungen Paare nach, und Pächters Mädchen, die in R. in der „Benehime“ gewesen und „Bildung gelernt“ hatte, sprach verzückt: „Wie der junge König Lenz und seine Maienlönigin.“

Und die Maiensonne strahlte über dem jungen Menschenpaare, sie flimmerte auf dem blinkenden Helm und den blanken Knöpfen des Kürassiers und zauberte Laufende goldene Lichter aus den dicken, goldbraunen Flechten Erika's, daß sie wie in einer Gloriole dahin schritt.

Dann hatte Frau Marie-Luise ein herrliches Mahl bereitet.

„Nein, Duchen“, erzählte Tante Mie noch lange nachher jedem Verwandten und Bekannten, „nein, alles was recht ist, das war kein billiges Essen — alleine schon der Sammelriden — nein, das hat ein schönes Stück Geld gekostet — ach Gottchen —, es war ja aber auch der lütten Dinger Ehrentag.“

Am Abend dann hat Erika sich allein in den Garten geschlichen, dort ganz am Ende, wo die vielen Fliedersträucher natürliche Lauben bilden, wo der kleine Bach darüber fließt und wo die Nachtigallen den ganzen Abend schluchzten und sangen.

Dort ließ sie sich nieder auf die kleine Bank, die Werner für sie errichtet.

Sie lauschte dem Nachtigallenschlag und dem leisen Rauschen des Baches; der Flieder duftete so süß und betäubend und das Herz ward ihr groß und schwer.

Es ward ihr so sterbenstraurig und doch so süß be-räuschend zu Sinne, und plötzlich begann sie herzer-reißend zu schluchzen und wußte doch nicht, warum.

Da tönte eine weiche Männerstimme: „Die Liebe, ja die Liebe, hat mich so weit gebracht“, und Erika fuhr erschrocken empor und wollte entfliehen.

Niemand und besonders Werner nicht, durfte sie hier weinend finden.

Doch schon war es zu spät; hell leuchtete der Schein der glimmenden Zigarette, die im weiten Boden ins Gebüsch flog, und Werner stand vor ihr.

Weich und zärtlich lächelten die hochroten Lippen, zwischen denen die festen, weißen Zähne schimmerten, und nervös strich die Hand den kleinen, dunklen Flaum auf der etwas kurzen Oberlippe. (Fortsetzung folgt.)

Im Soldatenheim zu Lille.

Von Fritz Arens.

Aus Lille wird uns geschrieben: Wenn die Geschichte dieses Krieges geschrieben werden wird, muß ein breiter Raum den Fürsorgemaßnahmen der deutschen Heeresleitung gewidmet werden, und es wird nicht leicht sein, all die Einrichtungen, die für das Wohl der Soldaten getroffen wurden, all die aufopfernde Arbeit nach Gebühr zu würdigen. Naturgemäß nahmen diese Einrichtungen an denjenigen Frontteilen, wo der Stellungskrieg herrscht, einen besonders stabilen Charakter an, so daß namentlich an den größeren Fronten wahre Musteranstalten entstehen, die, obwohl plötzlich — ohne jedes Vorbild geschaffen, doch nach jeder Richtung hin vorbildlich sind. Eine solche Anstalt, in der sich die deutsche Fürsorge mit deutscher Gründlichkeit paart, ist das Soldatenheim zu Lille. Von den Fenstern des Gebäudes schaut der Blick über herrliche Parkanlagen. Aber der französischen Inschrift prangen jetzt die deutschen Worte: „Soldatenheim“. Schon ein flüchtiger Gang durch die Räume zeigt, daß man hier mehr geschaffen hat als nur einen Unteraktsraum. Gewiß, es fehlt nicht das Gastzimmer, wo man Speisen und Getränke zu mäßigen Preisen erhält, und wo bis vor kurzem ein Kriegsfreiwilliger, 22jähriger Unteroffizier als Verwalter herrschte, ein trotz seiner hohen Jahre noch rüstiger Mann, der sich bei dem Sturm auf Antwerpen das Eisene Kreuz gekostet hatte. Aber neben dem Erfrischungsraum gibt es ein Spielzimmer mit Billards, mit Schach- und Damenspielen, ein Lesezimmer mit vielen Tageszeitungen, die täglich erneuert werden, mit vielen zeitgemäßen Büchern und Kriegskarten, dann ein besonderes Schreibzimmer, ein Unteroffizierszimmer, einen großen Vortragsaal mit Wandtafel, Harmonium und Klavier, eine Dunkelkammer und eine Bücherei. Auch ein kleiner Garten mit Bäumen und Sträuchern ist vorhanden; die Mauern sind von einem feldgrünen Landstürmer, einem Meister der Palette, mit hübschen Gemälden geschmückt. Ja, wenn die Franzosen einmal die Räume wiedersehen könnten, die Räume, deren Wände mit den Bildern unseres Kaisers, unserer obersten Heerführer geziert sind, das Gastzimmer, an dessen Frontbank man die in Holz eingetragenen Inschriften liest: „An deutschem Wesen soll die Welt genesen!“ Die Verwaltung des Lille Soldatenheims hat sich aber damit nicht begnügen lassen, eine rein äußerliche Einrichtung zu schaffen, sie hat vielmehr diesen Grundstock benutzt zu einem lebendigen Baue, der immer neue Blüten und Früchte treibt. Den Zwecken der Belehrung dienen zunächst regelmäßige Vorträge über die mannigfaltigsten Stoffe; allgemeine Zeitfragen, Kriegsepisoden, wirtschaftliche Themen, gesundheitliche Angelegenheiten und vieles andere mehr werden in gemeinverständlicher Form erörtert. Interessant ist es, die Redner zu gruppieren. Nach militärischen Rangstufen findet man vertreten Landsturmleute, Unteroffiziere, Feldgeschützte, Stabsärzte, Armeedolmetscher, Offiziere, Delegierte vom Roten Kreuz; nach bürgerlichen Berufen Lehrer, Oberlehrer, Privatdozenten und Universitätslehrer, Geistliche, Ärzte, Schriftsteller, Zollinspektoren, Juristen. Ein bemerkenswerter Tag war es z. B. als der Bischof von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, eine Ansprache hielt mit dem Thema: „Grüße aus der Heimat“. Eine besondere Bedeutung haben die im Soldatenheim eingerichteten Unterrichtskurse. Diese „Kriegsschule“ trägt naturgemäß einen besonderen Charakter; sie muß absehen von jeder schulmäßigen Form, denn es ist mit dem stets wechselnden Bestand der Schüler, mit Unterbrechungen aller Art usw. zu rechnen. Die Schüler sehen sich zusammen entweder aus Unteroffizieren oder Feldwebeln, die die Absicht haben, sich nach dem Kriege irgend einem Examen zu unterwerfen, oder aus solchen Mannschaften, die sich die Sprache des feindlichen Landes aneignen möchten. Demgemäß wird unterrichtet in Deutsch, Rechnen, Stenographie (Stoiz-Schrey, Gabelsberger) und in Französisch; neuerdings ist auch noch ein Kursus in Mathematik hinzugekommen. Den Unterricht erteilen Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere, in Zivilberuf teils Lehrer, teils Angehörige anderer Berufe (Ingenieure, Ärzte, Schriftsteller u. a.). Es ist ein eigenartiges Bild, das sich dem Besucher eines solchen feldgrünen Kursus darbietet. Ohne Unterschied des Ranges sitzen die Kernbegierigen beisammen, der Jüngling neben dem ergrauten Landsturmmann. Großen Wert legt die Verwaltung dann auf die Einrichtung regelmäßiger Veranstaltungen, die



Ein Herz, das jeder Freude offen steht, findet überall Vertrauen.
Regebe.

ter Unterhaltung dienen. Zunächst begann man in kleinem Maße in dem Vortragsaule, in dem Garten des Heims. Als gar bald die Teilnehmerzahl gewaltig anstiege, mußte man sich nach anderen Räumlichkeiten umsehen. Man fand ein geeignetes, im Mittelpunkt der Stadt Biele liegendes Gebäude. Hier wird seit längerer Zeit an jedem Sonntag eine hervorragende Veranstaltung abgehalten. Das Programm enthält Konzerte, ausgeführt von den dauernd oder nur vorübergehend in und um Biele liegenden Formationen, einen Vortrag, Rezitationen, solistische Darbietungen aller Art, artistische Unterhaltung, gemeinschaftliche Gesänge u. a. m. Unter den Solisten kann man oft genug selbstgeübte Künstler hören, die einen Aufnahmestrich genießen, unter ihnen Sänger, Bühnenkünstler, Instrumentalsolisten. Das Heim bildet so am Sonntag den Treffpunkt aller dienstfreien Feldgrauen, nicht nur der Mannschaften, sondern auch der Offiziere. Einen regen Anteil an dem Aufschwung dieser Unterhaltungsabende hatte auch der sog. Gitarrenchor, aus Landstürmern bestehend, der unter der selbstbewußten Leitung des Gefreiten Maack (Gesangslehrer in Kiel) Hervorragendes leistete. Einem wirklichen Bedürfnis der Feldgrauen trägt die Bücherei des Soldatenheims Rechnung, denn den Soldaten verlangt danach, in seinen freien Stunden ein gutes Buch lesen zu können. Ein Appell an die heimische Liebesfähigkeit hatte einen großen Erfolg: Schulen, Seminare, die Bücherzentralen des roten Kreuzes, der Innere Mission, die großen deutschen Bibliotheken, alle schickten Bücher mancherlei Art. Trotzdem so eine ansehnliche Bücherei zusammengekommen ist, wäre es mit Freude zu begrüßen, wenn diese Reihen noch manchen zu weiteren Sendungen anregten. Der Feldgrau ist so unendlich dankbar dafür! Wir finden in der Bücherei des Biele Soldatenheims Romane, Erzählungen, Zeitschriften, die Werke unserer Klassiker und der modernen Schriftsteller, die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart, Völkerkundliches, Reisebeschreibungen, Naturwissenschaftliches, Werke über Philosophie, Kunst und andere Gebiete. Und die Leser kommen nicht nur aus Biele und Umgebung herbei, sondern auch aus den Schützengräben heraus; Offiziere und Mannschaften. Bis jetzt wurden etwa 7000 Bücher vorausgeschickt. Erstaunlich ist dabei, daß man sollte es kaum für möglich halten — in der Rückgabe der Bücher fast gar keine Unordnung vorkommt. Mit Stolz zeigte der Büchewart mir seine Kontrollbücher, die fast keine Fehlbuchung aufweisen. Wer die deutsche Gründlichkeit kennt, dem braucht kaum versichert zu werden, daß die Bücherei nach allen Regeln der Bibliothekswissenschaft geordnet, katalogisiert und verwaltet wird. Eine wohlthätige Nebeneinrichtung sind die sog. Zweibüchereien auf den Innen- und Außenwachen Biles, den Fliegerwachen, den Ballonabwehrkommandos, den Artillerieposten, in den Gensendungsabteilungen usw. Die Leitung des Soldatenheims ging aber auch noch einen Schritt weiter; sie wollte nicht nur für Befähigung, für Unterhaltung und Belehrung sorgen, sondern auch dem Körper etwas bieten. So entstand bald genug eine besondere Abteilung für Sport und Spiel, die unter sachkundiger Leitung steht. Der Anfang Mai dieses Jahres brachte dann die Deutschen Turnabende, die in einem riesigen Saal stattfinden und jeden Abend fast tausend deutscher Männer vereinen. Hier wird unter der sachkundigen Leitung eines Berliner Oberlehrers nach den Regeln des Allgemeinen Deutschen Turnvereins an all den uns bekannten Geräten fleißig geturnt, so daß jedem Zuschauer das Herz im Leibe locht. Wie mir der Sekretär des Soldatenheims mitteilte, soll in den nächsten Tagen sogar ein Wettkampfturnen veranstaltet werden, und auch die Gründung einer Ruderteilung ist schon geplant! Auch diese Sport- und Turnabende vereinen Feldgrau aller Waffengattungen, aller militärischen Chargen, junge und alte. Mancher ergraute Landstürmer wird später mit Stolz erzählen können, daß er einst der Älteste gewesen liegt in Biele angehört hat. Wer bis hierher der Schilderung gefolgt ist, wird zugeben müssen, daß dem Kommandeur von Biele für die Gründung des Soldatenheims ein großes Lob gebührt. Daran teil haben auch die Herren des Vorstandes, der aus einem Hauptmann, einem protestantischen und einem katholischen Geistlichen besteht. Als Sekretär des Heims wurde der Leipziger Seminar-Oberlehrer Dr. Friedrich herangezogen, der als Freiwilliger in den Krieg zog und jetzt den Rang eines Unteroffiziers bekleidet. Seiner unermüdeten, nie erlahmenden Tätigkeit, gleich fruchtbar auf organisatorischem wie auf wissenschaftlichem Gebiete, — hat er z. B. doch über 100 Vorträge in Biele und Umgebung gehalten! —

Ist es mir zu verdanken, daß das Soldatenheim zu Biele eine vorbildliche Anstalt geworden ist. Möge der Segen, der tausend- und aber tausendfältig aus diesem Heim hervorgegangen ist und hervorgeht, auf alle Veranstalter und auf alle die zurückfallen, die sich bereitwillig und uneigennützig in den Dienst der edlen Sache stellten! (Jens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die englischen Flieger. Aus Nordfrankreich wird uns geschrieben: Ein herrlicher Anblick ist und bleibt es, wenn man hoch oben im Äthermeer ein Fliegergeschwader seine Bahn ziehen sieht, herrlich selbst dann, wenn es sich um feindliche Flieger handelt, die jeden Augenblick ihre Bomben auf uns abwerfen können. Die Schönheit des Anblicks wird noch gesteigert, wenn man die Schrapnellwolken sich häufen sieht, die von den Ballonabwehrgeschützen gleich weißen Todesregen an den Himmel gemalt werden. Wölkchen von winziger Größe, weißfarbig wie Schnee, dahingestrent wie ein Blumenstrauß, und doch birgt jedes Wölkchen eine Menge todbringender Geschosse in sich! Der dort oben ist unser Feind, der uns zu vernichten sucht, und wir hier unten an der Erde versuchen dasselbe, denn es ist Krieg. . . . Es ist an einem schönen Sonntagmorgen. Die Kanonen an der Front haben ausgespielt, gleichsam, als ob es gälte, einen Feiertag zu begehen. Die Sonne ist strahlend hell aufgegangen und belebt Mensch und Götter mit ihrem warmen Glanze. Neben mir steht ein Franzose, ein nachdenklicher alter Mann. Er liebt sein Vaterland und glaubt an den Sieg Frankreichs. Er glaubt fest daran, obgleich wir nun schon bald zwei Jahre in Nordfrankreich sind. Wir gehen langsam durch Gärten und Felder, beschauen die Blumen, die Kräuter und die Früchte, die der Reife entgegenwachsen. „Jetzt hat Rumänien auch den Krieg erklärt“, sagt er unvermittelt, „bleibt stehen und sieht mich prüfend an. Ich entgegne: „Ja, es ist einer mehr geworden gegen uns. Aber das ist schon einige Tage her!“ — „Endlich muß auch doch einmal der Mut sinken!“ — „Das scheint doch nicht so“, meine ich lächelnd, „unsere Erfolge in der Dobrußja sehen nicht danach aus, als ob wir am Ende sind. Aber für euch Franzosen ist die Sache recht bedäunend. Eure große Offensive im Westen, die euch im Verein mit den Engländern den Durchbruch bringen sollte, ist über einige kleine örtliche Erfolge nicht hinausgekommen. Nach wie vor hält unsere eiserne Mauer stand. Und nun erwartet ihr das Heil von dem kleinen Rumänien!“ . . . Der Franzose ist still geworden. Es mag ihm zum Bewußtsein kommen, daß es in der Tat für Frankreich, England, Rußland — um nur bei unseren drei größten Gegnern zu bleiben — tief beschämend ist, wenn nun auch noch die bislang neutral gebliebenen kleinen Staaten durch hohle Versprechungen oder Gewalt auf die Seite des Viererbundes getrieben werden, um — den Sieg zu erzwingen. Da wird die Sonntagsschlacht unterbrochen. Die hellen Stimmen unserer Ballonabwehrgeschütze lassen sich vernehmen. Wir spähen nach oben und entdecken in der Ferne am Horizont einen englischen Flieger, dem ein anderer folgt. Immer mehr erscheinen; ein ganzes Geschwader rückt heran. „Dort kommen eure Verbündeten heran“, sage ich zu dem Franzosen, „um euch Hilfe zu bringen. Vermutlich werden sie einige Bomben abwerfen, durch die wieder einige eurer Landsleute getötet werden. Ihr solltet endlich bald genug haben von diesem hinterlistigen und rohen Verbündeten, der die einfachsten Menschlichkeitsgesetze hohnlachend mit Füßen tritt und dabei verlogen genug ist, uns Deutschen die größten Grausamkeiten anzudichten. Aber ihr Franzosen seid mit Blindheit geschlagen! Euer Land laßt ihr verwüsten von eurem eigenen Verbündeten, eure Söhne werden einem Phantom geopfert, und nach dem Kriege werdet ihr schwächer und kleiner sein als je zuvor. Und sollte beim Friedensschluß für unsere Gegner etwas Rahm von der Milch abfallen, so wird ihn ganz sicher der Engländer für sich behalten.“ Währenddessen sind unsere Flugzeuge aufgestiegen. Rasch haben sie sich in die Höhe geschaubt, um nun eilends dem Gegner entgegenzuziehen. Der aber kennt die Deutschen und sucht sein sicheres Heil in der Flucht. Mein Begleiter hat das aufregende Schauspiel verfolgt. Mit finsternen Blicken schaut er den Engländern nach. Er weiß, wie alle Franzosen in den besetzten Gebieten es wissen, was man von den Engländern zu halten hat. Andererseits hat man

den Deutschen längst schämen gelernt, der gerecht und gutmütig genug ist, dem Feinde die unvermeidlichen Härten des Krieges nach Möglichkeit zu mildern. Wenn doch einmal die englischen Flieger, die fast jeden Tag uns besuchen, in den Gedanken der Franzosen lesen könnten! Und doch — seltsam genug! — träumen die Franzosen gleich großen Kindern weiter von einem baldigen Siege, den die Engländer ihnen bringen werden, oder die Italiener, oder . . . jezt die Rumänen, oder irgend ein anderes Völkchen! Armes, bedauernswertes Frankreich! (Zens. Bln.)

Die Kirchenburgen von Siebenbürgen. Uns wird geschrieben: Es ist in diesen Tagen, da deutsche Krieger an der Verteidigung Siebenbürgens gegen die Rumänen teilnehmen, wiederholt auf die Fähigkeit und Treue hingewiesen worden, mit der die stammverwandten Siebenbürgener Sachsen in den acht Jahrhunderten seit ihrer Einwanderung an der deutschen Art festgehalten haben. Das zeigt sich vor allem auch auf dem Gebiet der Baukunst, die in diesem Lande mit der Geschichte der christlichen Kirche eng verbunden ist. Aus den Bauhütten des deutschen Mutterlandes sind die Baumeister und Gesellen gekommen, welche die Kirchen von Siebenbürgen erbauten, die Schwestern unserer Gotteshäuser sind. Freilich verfügten die Siebenbürgener Sachsen, die erst dem Urwald und den Sümpfen den Boden für ihre Siedelungen abgewinnen mußten, ehe sie an Kunst denken konnten, nicht über die Mittel, um etwa Dome zu bauen, wie sie der Stolz des Rheinlandes sind. Erst ein Jahrhundert später als in Deutschland und Österreich gelangte der romanische Stil in Siebenbürgen in Aufnahme, und erst von der Zeit ab, da die Frühgotik in den westlichen Ländern Europas reicheren Entwicklungsformen weichen mußte, begann die Baukunst in den sächsischen Siedelungen mit der des deutschen Mutterlandes gleichen Schritt zu halten, obwohl man auch da mit allen vorhandenen Mitteln vorsichtig haushalten mußte. In der Hauptsache weisen denn auch nur die Stadtkirchen von Siebenbürgen eine reichere Ausführung auf, wenn sich auch diese meist nur auf die Ausschmückung des Innern durch kunstreiche Sakramentshäuschen und zierliche Steinmetzarbeiten an den Türstößen, Gewölbeschlüssen, Kanzeln, Chorstufen und Kapitälchen beschränkt. Am einfachsten sind die Dorfkirchen gehalten. Was ihnen aber und den malerischen Landgemeinden überhaupt das besondere Gepräge verleiht, das sind die am Gotteshause angebrachten Befestigungen, die im letzten Viertel des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts zum Schutze gegen die Überfälle räuberischer Nachbarn entstanden, zu denen bereits damals die Walachen, die heutigen Rumänen, gehörten. Dabei ging man nun in der verschiedenartigsten Weise vor, so daß fast jedes größere Dorf zu einem für sein landschaftliches Bild besonders charakteristischen Gotteshause kam, dessen eigentliche Bestimmung allerdings von außen nur schwer zu erraten ist. Im allgemeinen sind die Kirchen nicht von vornherein als Verteidigungswerke gebaut, sondern erst 100 bis 300 Jahre nach ihrer Entstehung in truhige Burgen umgewandelt worden. Am eigenartigsten wirkt die Kirche in Buzău, die nur aus einem Chor zu bestehen scheint, der zum Zweck der Verteidigung turmartig erhöht und in seinem äußeren Mauerwerk durch mächtige Versteifungen in seiner Widerstandskraft verstärkt wurde. Ein helmartiges, hohes Dach krönt den mächtigen Chor, der sich über den niedrigen Häusern der Siedler wie der allein übriggebliebene Riesenbrocken einer mittelalterlichen Burg erhebt. In anderen Gemeinden, wie in Schönberg, Mergeln und Hundertbüchel, wurde die Kirche in der Weise befestigt, daß man das Schiff zwischen zwei feste Türme zwängte und den Chor in das Erdgeschloß des östlichen Turmes verlegte. Bei einigen Dorfkirchen wurde nur ein Turm als Wehrturm eingerichtet, indem man ihn oben mit einem Umlauf zur Aufstellung der Verteidiger und mit Besch- und Schießscharten versah. Nur in zwei Gegenden des Siebenbürgener Landes finden wir keine zur Verteidigung eingerichteten Dorfkirchen: im Burzenlande und im Bistritzer Gelände. Dies hängt dort mit der Kolonisation des Burzenlandes zusammen, die durch den König Andreas II. ins Land berufenen deutschen Ritterorden erfolgte. Außerdem liegen die Ansiedlungen im Burzenlande zum größten Teil in der flachen Ebene, so daß man hier stärkere Verteidigungsbauten anlegen mußte, indem man die Kirche mit einem besonderen Kastell umgab. Die einfachste Anlage bestand in dem Aufführen einer Mauer um den Kirchhof, in die Türme eingebaut wurden. Einer von ihnen

wurde mit Fallgatter und Zugbrücke zum eigentlichen Torturm eingerichtet. An der Innenseite der Mauer zog sich dann der Wehrgang hin. Es fehlen aber auch nicht doppelte und dreifache Ringmauern. So ist die größte von allen Kirchenburgen, die von Tartlau, mit einer Hauptkirkmauer und zwei Grabenmauern, mit Vorhöfen, Vorratskammern und Wohngelegenheiten versehen. Ähnlich stark befestigt ist die Kirchenburg von Honigberg. Beide Bauten bestanden ihrer Feuerprobe im Jahre 1552, als der Voivode der Walachei sie vergebens berannte. Diese befestigten Kirchen und Kirchenburgen gehören jedenfalls zu den eigenartigsten Denkmälern vergangener Jahrhunderte. Sinnbilder sind sie uns des sächsischen Volkstums in Siebenbürgen, das sich in den Stürmen der ungarischen Bürgerkriege und schwerer Grenz- kriege nach außen tapfer und wehrhaft behauptete und im Innern den heiligen Funken des Gottesglaubens und der Freude an der Kunst zu bewahren verstand. Im Zusammenhang damit mag auch darauf hingewiesen sein, daß das siebenbürgisch-sächsische Volkstum nicht nur von dem reicheren Kunstleben des deutschen Mutterlandes empfing und nahm, sondern auch aus seinem Schoß schöpferische Künstler zeugte, wie die beiden Brüder Martin und Georg von Laufenburg. Auf dem Grabstein in Prag steht als ihr Meisterwerk das eherne Standbild des heiligen Georg aus dem Jahre 1373.

Ein Kochbuch fürs Feld. Von der Westfront wird uns geschrieben: Immer aufs neue hat man Gelegenheit, die rastlose Fürsorge der Heeresverwaltung für die Soldaten beobachten zu können. So wurde seit einiger Zeit hier im Westen ein kleines, 22 Seiten starkes Büchlein verbreitet, betitelt: „Kochbuch fürs Feld. Mit Berücksichtigung der fleischlosen Tage.“ Das Heftchen wird herausgegeben von der Zentralbücherei der . . . Armee und kostet nur 10 Pf. Der reiche Inhalt zerstreut sofort die landläufige Ansicht, als sei der Soldat auf ein einförmiges Essen angewiesen, wie denn ja vom deutsch-französischen Kriege her die berühmte Erbsenwurst noch in aller Erinnerung ist. Naturgemäß geht es in einer Kompagnieküche anders und vor allem weit einfacher her als in der Küche eines Haushaltes. Aber ein guter Kompagniekoch vermag gleichwohl aus dem ihm anvertrauten Material allerhand schmackhafte Sachen herzustellen. Etwas Ähnliches gibt es daheim jezt auch in der Rassenpeisung. Aber schauen wir uns das „feldbraune Kochbüchlein“ einmal näher an. Im allgemeinen Teil gibt der Verfasser Verhaltensmaßregeln für den Verpflegungsoffizier, dessen Aufgabe keineswegs einfach ist. Wenn er mitsamt den Küchenmannschaften noch richtigen Grundfakten arbeitet, dann ist es ohne Zweifel sehr wohl möglich, eine Verpflegung herzustellen, die dem Mann die nötigen Nährwerte in einer schmackhaften, abwechslungsreichen Form bietet und ihn sättigt. Ein zweites Kapitel beschäftigt sich mit den Kochvorrichtungen, die naturgemäß den Verhältnissen des Feldes angepaßt werden müssen. Von Wichtigkeit ist auch eine Belehrung über die Lagerung der Vorräte. Sehr richtig heißt es da: „Mit jedem Verlust an gefakten Gegenständen, die durch unsere Schuld verderben, versündigt wir uns nicht nur gegen die Truppe, für die dieses Nahrungsmittel bestimmt war, sondern auch gegen die Heimat, d. h. gegen unsere eigenen Angehörigen, denen es nutzlos entzogen ist.“ Das Büchlein fordert dann die Anlage von kleinen oder größeren Gemüsegärten, was bei gutem Willen an jeder Kochstelle durchführbar ist, und gibt Verhaltensmaßregeln über Reinlichkeit und über Einteilung der Vorräte. Der besondere Teil des Büchleins gibt dann eine bunte Reihe von Rezepten. An Suppen werden sechs Arten beschrieben; Fleischgerichte gibt es sogar acht! Natürlich werden stets die besonderen Verhältnisse des Feldes berücksichtigt. So gibt es z. B. Fidelesteiner ohne Fleisch! Dann folgen Gemüse- und Kartoffelgerichte mancherlei Art, Mehlspeisen, Käse und Serringe. Immer finden sich vor den Rezepten allgemeine Belehrungen, wie z. B. daß das Wasser, in dem die Gemüse gekocht werden, nicht weggelassen werden darf, weil dieses Wasser sehr wichtige Nährstoffe enthält, also für die Vereitung von Gemüsebrühe stets Verwendung finden soll. Es ist tatsächlich erstaunlich, mit welch geringen Mitteln ein schmackhaftes und dabei kräftiges Essen herzustellen ist. So wird das Büchlein beiden Feldgrauen sicher eine große Bereicherung finden, denn manch einer kocht für sich noch nebenher, so gut es eben geht. Aber auch für einfache Haushaltungen daheim, die jezt mit jeder Ausgabe rechnen müssen, wäre das Heftchen ein gar nützlicher Leitfaden. (Zens. Bln.)